

(Nachdruck verboten.)

10)

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel

Neerings Mienen waren so hell und heiter geworden, wie ihn Marie noch nie gesehen hatte. Nun war auch sie froh, daß er sie gefragt hatte. Jetzt lag nichts mehr zwischen beiden. Eine innere Stimme sagte Marie, daß Neering nicht mehr über jenen dunkeln Fleck grübeln würde.

„Nun ist's gut,“ rief Neering, indem er wieder aufstand.

Er warf einen spähenden Blick in dem Garten umher. Es war niemand darin außer ihnen beiden. Die Sonne war hinter den Bergen verschwunden und der erwachte Abendwind rauschte kühl und stark im Laube. Vom Dorfe herauf scholl das Gebell eines Hundes. Im Tale war es dunkel und still, während am Himmel das Abendrot friedlich und feierlich verblaßte.

„Marie,“ begann der junge Geiell mit gedämpfter Stimme. Dann stockte er und seine Brust hob sich wieder schwer.

„Ach, wir wollen nicht mehr davon reden,“ bat Marie, welche ihn mißverstand.

„Nein,“ sagte er kopfschüttelnd und dann warf er den Hut fort. Er strich sich durch die Haare und atmete tief, daß seine breite Brust schwell. Er brauchte Luft; er hätte den Strom des Abendwindes eintrinken mögen, um sich das seltsam gepreßte Herz zu dem zu erleichtern, was er noch zu sagen hatte. Und was hatte er noch zu sagen? War es ihm nicht mehr genug, daß Marie an seine Unschuld glaubte? Ungenügsames Menschenherz! Das Erreichte sättigt es nie, was es auch sei.

Seine Brust war voll von dem, was er noch sagen wollte, und doch konnte er kein Wort finden. Marie ward verlegen und rot, sie wußte nicht warum, und ein wunderbares Bangen machte ihr Herz schneller klopfen. Sie faltete die Hände, deren Fläche gen Boden kehrend und blickte beklommen vor sich nieder.

„Marie,“ preßte er endlich heraus und sie fühlte seine Hand mit einem Druck an dem Gelenk ihres rechten Armes, dessen Schmerz sie sonst wohl hätte aufschreiben lassen.

Sie schrie nicht. Ihr Kopf sank tiefer auf die Brust.

Stärker brauste der Abendwind in den Zweigen, als wollte er noch einmal seine Macht zeigen, bevor er sich zur Ruhe begab und tiefe Stille die Welt deckte.

Das Brausen des Windes übertäubte die wenigen Worte, welche Neering stammelnd seinem Ruf folgen ließ. Marie lag an seiner Brust und dann lief sie fort. Er sah ihr nicht nach. Er stand und schaute zu den Sternen hinauf, die heller und heller droben aufleuchteten. Sein Antlitz leuchtete wie die Sterne. Er hätte den Erdball auf seiner Schulter tragen können und er hätte ihn nicht gefühlt. Er fühlte sich selber nicht, und als er ging, war es ihm, als würde er den Berg hinabgetragen.

„Gute Nacht, Marie!“ Er glaubte, er hätte es laut hinausgerufen, und er hatte es nur gedacht.

Marie wußte nicht, wie ihr der Rest des Abends verging. Sie tat ihre gewöhnlichen Obliegenheiten, ohne ein Bewußtsein davon zu haben. Erst als sie sich niedergelegt hatte, fand sie sich unter Tränen wieder. Es waren köstliche Tränen und sie ließ dieselben rinnen. Ihr Herz ward frei unter denselben. O, Mutter! lispelte sie. So lag sie eine Weile regungslos, die Hände über der Brust gefaltet, und wer sie so hätte sehen können, würde ein Wächeln wie das eines Kindes auf ihren Lippen gefunden haben. Dann stand sie auf und ging an das kleine Kammerfenster, das sie öffnete. Suchend blickte sie nach dem Himmel. Endlich entdeckte sie ihn, den Stern, welcher der Vertraute ihrer Kindheit gewesen war. Sie schaute lange, lange zu ihm auf und ihre Seele hielt Zwiesprache mit dem abgesehenen Geist der Mutter, wie in den Tagen der Kindheit. Ihre Seele war rein wie das Licht, welches die fernen Welten auf ihr Haupt herniedersandten.

Von ihrer Mutter sprach sie zuerst am folgenden Tage mit Gottlieb, nachdem sie ihm den Abendtrunk gebracht.

Diesmal sagte sie nicht: wohl bekomms! Ihre Wangen glühten in Feuer auf, als sie den Feierabendruf vernahm, und die Scham lag noch auf ihnen, als sie an Neerings Tisch trat. Sie hatte nur einen Blick für ihn. Auch er sagte nichts; stumm reichte er ihr die Hand und sie erwiderte deren Druck innig, während sie einander mit schimmernden Augen anschauten.

Marie hatte die Mutter nie so vermisst wie jetzt. Ja sie gelangte erst durch die Liebe zu Gottlieb zu der ganzen schweren Bedeutsamkeit ihres Verlustes. Es war mehr als Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen die Pflegerin ihrer Jugend, wenn sie Gottlieb eines Tages aufforderte, mit ihr zu der Frau Wilder zu gehen. Sie wollte sich nicht selbst weggeben. Die Witwe sollte es tun. Es war für Marie etwas wie ein Halt darin.

Am nächsten Montagnachmittag ließ Gottlieb die Arbeit ruhen. Er kam in seinen Sonntagskleidern nach dem blauen Engel — Marie hatte gleichfalls ihre besten Sachen angelegt, und so gingen sie beide nach der Stütze der Witwe.

Die Alte war eben beschäftigt gewesen, einen ihrer Röcke auszubessern. Der Flecken, den sie aufsehte, war rot, der Rock war einmal grün gewesen. Der Flecken, wenn derselbe erst aufgesetzt war, versprach länger auszuhalten als der Rock. Aber die Alte hatte schon nach einigen Stichen die Hand mit der Nadel sinken lassen. Wenn erst das Glück kam, dann brauchte sie nicht mehr zu flicken, und ihre Gedanken waren dem Glücke nachgewandert. Sie suchte mit sich darüber ins Reine zu kommen, ob sie sich nicht einen roten Rock wünschen sollte.

Als das junge hübsche Paar zu ihr in die ärmliche Stube trat, starrte sie daselbe regungslos an, bis ihr Marie mit einer verschämten Miene zurief:

„Mutter, das ist der Gottlieb Neering, und wenn Du nichts dagegen hast, so will er mich heiraten.“

„Ja, das will ich,“ bekräftigte Gottlieb, „und ich verdiene schon, was wir beide brauchen. Ich will die Marie gut halten wie meinen kleinen Finger. Das ist die Wahrheit. Keine Frau soll's besser haben wie sie.“

Die Alte sah von Marie zu ihm und wieder zurück auf das Mädchen. Die Wirklichkeit begann wieder, sie in ihre unfreundlichen Arme zu nehmen.

„Wie siehst denn aber aus?“ begann sie gegen Marie. „Hab' Dich mein Lebtag so nicht gesehen. Bist so ganz glanzig, als ob ein Licht in Dir brennt und durchscheint.“

„O, ich weiß nicht, was es ist,“ entgegnete Marie, indem sie sich verlegen mit der Hand über das Gesicht strich.

Der Geselle lachte mit frohem Stolz. Dann sagte er: „Also Ihr habt nichts dagegen, wenn wir einander heiraten?“

„Heiraten?“ fragte die Alte kopfschüttelnd. „Ich war auch einmal verheiratet. Es ist kein Segen dabei. Es ist bei nichts ein Segen, wenn nicht das Glück kommt. Ich hab' darauf gewartet, seit die Marie geboren wurde, aber es will nicht kommen.“

„Du willst also nicht, daß mich der Gottlieb nimmt?“ fragte Marie etwas betroffen.

„Ja, was kümmert's mich denn, wer Dich nimmt,“ entgegnete die Witwe. „Bin ja nicht Deine Mutter. Aber es ist kein Segen dabei; es ist bei nichts Segen. Wo wirst denn wohnen?“

„In Altenbach, Mutter!“

„Und Ihr seid der Bräutigam?“ fragte die Alte den Maurer. Dieser nickte und sie fuhr fort: „Mein Mann war so groß und stattlich wie Ihr. Er hat drei Jahre lang das Fieber gehabt und sich zu Tod' gehustet. Es ist kein Segen beim Heiraten, wenn man arm ist und das Glück will nicht kommen.“

Gottlieb, der ihr mit einer peinlichen Verwunderung zugehört hatte, gab Marie heimlich einen Wink. Sie wollten fortgehen. Die Witwe dachte nicht daran, sie zurückzuhalten.

„Na, komm' mal wieder,“ war alles, was sie in gleichmütigem Tone zu Marie sagte, als diese von ihr Abschied nahm.

Niedergedrückt von den Reden der Alten gingen Gottlieb und Marie eine Zeitlang schweigend neben einander her. Endlich blieb er stehen und sagte: „Gelt, Marie, ich weiß, wovon Du so glanzig aussehst. Du liebst mich und ich liebe

Dich, das ist's. Mag die Alte so viel Unglück krächzen wie sie will, siehst, Marie, wenn sich zwei Menschen lieben wie wir, und wenn sie auch noch so arm sind, dann brauchen sie nicht auf's Glück zu warten, und das Heiraten ist doch ein Segen."

Marie schaute ihn mit ihren großen lichtbraunen Augen strahlend an und er vergaß, daß sie auf der Dorfstraße waren. Er umfaßte die sich sträubende Kleine, sie erschien wirklich gegen ihn wie eine Puppe, und küßte sie herzlich.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Klassenlotterie in Preußen.

I.

Die Entwicklung der Klassenlotterie in Preußen.

Viel älter als die Zahlen- und die Güterlotterie, denen wir hier schon eine ausführliche Betrachtung widmeten, ist in Preußen die Klassenlotterie. Letztere ist, wie die Zahlenlotterie, ein Glücksspiel; bei ihr wird ein bestimmtes Kapital ausgesetzt, dem eine gewisse Anzahl von Losen gegenübersteht. Dieses Kapital wird in einer bestimmten Anzahl von Gewinnen verschiedener Größe in einer bestimmten Anzahl von Gewinnen verschiedener Größe durch Klassen ist dabei beliebig; jede Ziehung bildet ein selbständiges Ganze, und alle Lose nehmen an allen Ziehungen Anteil. Zum Anreiz zur Beteiligung werden in den letzten Ziehungen die größten Gewinne in Aussicht gestellt. — Wie alle Lotterien nicht der Sorge eines vermeintlich edlen Charakters entsprungen, einigen seiner Mitmenschen selbst auf Kosten anderer zu einem größeren Vermögen zu verhelfen, sondern lediglich kapitalistische Unternehmungen waren, bei denen der Unternehmervergewinn die Seele war, so auch bei der Klassenlotterie. Bei ihr besteht der Unternehmervergewinn im Abzug vorausbestimmter, meist sehr hoher Prozentsätze von den auszuspielenden Geldsummen.

Die erste deutsche Klassenlotterie fand im Jahre 1610 in Hamburg statt. Man hatte die Kenntnis davon aus Holland und gedachte, auf diesem Wege die 80 000 R. betragenden Kosten für ein Buchtshaus aufzubringen. Da der Plan glückte, verbreitete sich von hier aus das Spiel über ganz Deutschland. In Preußen fand die erste Klassenlotterie im Jahre 1703 statt, die zweite zwei Jahre später. Ueber beide sind nur sehr spärliche Nachrichten vorhanden; sie wie auch die 1708 dem Freiherrn von Ogié und im folgenden Jahre Nathanael von Lehén konzeptionierten Lotterien waren Privatlotterien, für die an milde Stiftungen oder Waisenhäuser gewisse Summen gezahlt werden mußten. Obwohl der letztgenannte Unternehmer sich des ihm geschenkten Vertrauens in keiner Weise würdig gezeigt hatte, wurde ihm ein zweites Gesuch, eine Lotterie abhalten zu dürfen, vom Könige genehmigt. Die Begründung dieser Genehmigung zeigt, daß man schon damals kein Bedenken trug, zugunsten einiger weniger die große Masse zu schröpfen. Waren auch zuerst die Objekte noch verhältnismäßig gering, so wuchsen sie doch später und zeitigten alle jene häßlichen Erscheinungen, die wir schon aus der Geschichte der Zahlenlotterie her kennen. Lehén's Veranstaltung vom Jahre 1711 brachte schon den ersten Krach. Er weigerte sich, die versprochenen 800 Taler an die Parochial-Kirche zu zahlen, und die vorgekommenen Unregelmäßigkeiten riefen so große Klagen hervor, daß die Regierung sich der Lotteriespieler annahm. Die kurmärkische Landschaft wurde beauftragt, die Lotterie zu Ende zu führen, was auch unter Verlusten geschah.

Weitere Gesuche zur Konzeptionierung von Lotterien wurden daraufhin abschlägig beschieden, da „Wir im Begriffe sind, durch unsere hiesige Landschaft, welche eigentlich zu dem Creditwesen geföhrt ist, eine Lotterie von mehrerer Importanz (eine größere Lotterie) dem Publico zum Besten (!) errichten zu lassen". Es fand 1715 auch wirklich eine Landschafts-Lotterie statt, die jedoch so schlechten Fortgang nahm, daß der König ihre Aufhebung verfügte und die Einsätze zurückzahlen ließ.

Obwohl der Plan, zugunsten des Staates in Preußen eine Lotterie zu veranstalten, von so geringem Erfolge begleitet gewesen war, wurde er 1736 doch wieder aufgegriffen. Die kurmärkische Landschaft führte zwei Lotterien erfolgreich durch, und so schien denn die Bahn für die privaten Unternehmer frei. Vom Jahre 1740 an wurde ihnen daher wieder die Errichtung von Lotterien erlaubt. — Unter Friedrich II. nahm die Klassenlotterie einen zwar nicht bedeutenden, gegen früher aber immerhin erhöhten Aufschwung. Den Hauptgrund mag dazu die Errichtung der Zahlenlotterie in Preußen abgegeben haben, die die allgemeine Aufmerksamkeit auch auf die anderen im Lande bestehenden Lotterien lenkte. Die Zahlenlotterie entwickelte sich trotz mehrerer anfänglicher Mißerfolge sehr rasch, nachdem erst einmal die Grundlagen für ihre Existenz geschaffen waren. Sie bildete dann eine nicht ganz unwesentliche Einnahmequelle des Staates. Die Klassenlotterie aber kam erst ganz langsam und in viel geringerem Umfange in Schwung.

Nachdem der „große König" den Abenteuerer Calzabigi an die Spitze des preußischen Lotteriewesens gestellt hatte, damit er ihm Geld für seine steten Kriege herbeischüße, wurden sämtliche Lotterien staatlich monopolisiert. Die Klassenlotterie ersahen Calzabigi wie auch Friedrich nicht ertragsfähig und blieb vorerst völlig unbeachtet. Erst als die Pachtsozialität des Grafen von Neuf in Wirkung trat, begann ein weiterer Abschnitt in der Entwicklung der preußischen Klassenlotterie. Die von der Pachtsozialität veranstalteten Klassenlotterien wurden von den Unternehmern nur gehalten, weil sie zugleich die riesige Profite abwerfende Zahlenlotterie ausbeuteten. Denn das in der Klassenlotterie spielende Publikum zog die ausländischen, bessere Gewinnchancen bietenden Lotterien vor. Namentlich der Braunschweigischen und der Hannoverischen Klassenlotterie, die mit großem Geschick und guter Sachkunde operierten, war die preußische nicht gewachsen, und nur in den östlichen Provinzen hatten diese Lotterien wegen der erschwerenden Verkehrsverhältnisse keinen Fuß fassen können. Diesen Umstand benutzte die Pachtsozialität und errichtete in Königsberg eine Klassenlotterie, die trotz des besonderen Schutzes seitens der Regierung traurig genug auslief und daher später nach eigenartigen anderen Versuchen wieder aufgegeben wurde. Hiermit trat (1777) eine völlige Stodung der Preußischen Klassenlotterie ein. Auf Antrag der Pachtsozialität wurde nun das Spiel in ausländischen Lotterien verboten. Ein neuer Spielplan, der in vielen Punkten den Hannoverischen nachahmte, wurde jetzt entworfen und Juli 1779 mit der Ziehung der achten Klassenlotterie begonnen. Das Publikum wandte sich mit großem Eifer der neuen Einrichtung zu und die Klassenlotterie nahm von nun an einen Aufschwung, der nur noch durch die späteren kriegerischen Verhältnisse Stodungen erfuhr.

Friedrich Wilhelm II. soll die Absicht gehabt haben, in „Anbetracht des gemeinschädlichen Einflusses auf den Erwerbssinn der Bevölkerung" die Staatslotterien in Preußen gänzlich aufzuheben. Auf jeden Fall hat man in praxi nichts davon verspürt; im Gegenteil! Unter ihm erlangte die Lotterie eine größere Ausdehnung als je zuvor. Er ließ alle Lotterien bestehen, besonders in Rücksicht auf die großen Summen, die der Unterhalt der Armee erforderte, löste aber das bisherige Pachtverhältnis, das dem geschäftslustigen preußischen Grafen die Taschen zum Plätzen gefüllt hatte, und übernahm die Lotterien vom 1. Juni 1794 an für Gefahr und Rechnung des preußischen Staates. Die Lotterien sollten „zum Besten der Invaliden-, Wittven-, Versorgungs-, Schul- und Armenanstalten" verwaltet werden.

Die erste Ziehung war für die Regierung nicht günstig. Nach dem Bekanntwerden dieser Tatsache liefen natürlich wieder eine Menge Pachtofferten ein, die jedoch alle zurückgewiesen wurden. Man sah aber ein, daß man eine etwas kaufmännische Leitung brauchte und bestellte den Berliner Bankier Wulff als Hauptnehmer. Wulff war ein solider Geschäftsmann, der sich der ihm übertragenen Arbeit mit Eifer und Geschick annahm und die Einnahmen aus der Lotterie zugunsten des Staates stetig zu steigern verstand. Die Zahl der Lose war unter Wulff von 50 000 auf 90 000 gestiegen. Die kriegerischen Ereignisse aber wandelten das Bild gänzlich. Die Franzosen nutzten während ihrer Herrschaft die Einnahmequelle der Lotterien trotz der im November 1806 seitens des Königs vorgenommenen Suspension rücksichtslos aus, und Wulff verlor dabei nicht nur sein gesamtes sehr beträchtliches bares Privatvermögen, sondern wurde noch durch militärische Exekution gezwungen, eine Schuldenlast von 46 700 Talern in Wechseln zu übernehmen. Die französische Finanzverwaltung verpachtete nun die Staatslotterien an den bisherigen Chef der preußischen Lotterieverwaltung Grote. In diesem Zustande der Dinge ist nur eine Lotterie ausgespielt worden, da vor der 27. Lotterie im November 1808 die Franzosen das okkupierte preußische Gebiet verließen.

Die französische Verwaltung hatte die preußischen Staatslotterien in unheilbarer Verwirrung zurückgelassen. Am schlechtesten kam Wulff weg, der zu seinen Verlusten noch obendrein den größten Teil der Fehde bezahlen mußte. Sein Patriotismus, der übrigens echt zu sein schien, hatte ihn eine so große und dicke Stange Gold gekostet, daß er auf eine weitere Geschäftsverbindung mit den preußischen Lotterien verzichtete. Mit der Paradaabsicht des Königs, die Lotterie ganz aufzuheben, scheint es aber nicht weit her gewesen zu sein, denn es wurde zwar durch Kabinettsorder vom 18. März 1810 die Suspension der Klassenlotterie ausgesprochen, doch sollte schon in demselben Jahre nach verändertem Plane eine anderweite Organisation vorbereitet werden. Inzwischen aber hatte man zu den verzweifeltsten Mitteln gegriffen, um Geld in die durch die schweren Kriege und die Kontributionen völlig erschöpften Staatskassen zu bekommen. Die Quinenlotterie und die Güterlotterie wurden eingerichtet, fielen aber so tief ins Wasser, daß sie unverzüglich wieder aufgehoben wurden. Sie haben den Staat einen Haufen Geld gekostet. Die an ihre Stelle gesetzte „Kleine Geldlotterie", die ihrer Natur nach nur auf kleine Verhältnisse zugeschnitten war, befriedigte die Ansprüche des durch die reichen Einnahmen aus den Lotterien unter Wulff's Leitung verwöhnten Staatsjädel's nicht, und man griff frisch und froh, allen den in der erwähnten Kabinettsorder zum Ausdruck gebrachten Bedenken zum Trotz, wieder zu der Klassenlotterie. Der Begründung dieses Schrittes einer „vorsichtigen" Finanzpolitik fehlte natürlich auch jenes moralische Mäntelchen nicht, das man noch heutzutage dem ehrsamem Spießer um die langen Ohren zu schlagen pflegt

bis ihm jedes moralische Hören und Sehen vergeht. 1811 begann man mit den Vorbereitungen zur Wiederaufnahme der Klassenlotterie; dazwischen war wieder noch eine Domänenlotterie projektiert, welche die für die Verpflegung der französischen Truppen erforderlichen Gelder schaffen sollte, jedoch an der Ungunst der Lage scheiterte. Die in Aussicht genommene 29. Klassenlotterie kam erst am 1. Oktober 1813 zur Auspielung, nachdem die Armee der Verbündeten siegreich vorgedrungen, der Krieg sich mehr und mehr zu ihren Gunsten gewendet und der regelmäßige Lauf der Posten wiederhergestellt war. Der Lotterienplan war in kleinerem Umfange gehalten; es wurden 20 000 Lose zu 20 Talern begeben und in 5 Klassen ausgespielt. Die Stückzahl der Lose wurde sogar wegen der starken Nachfrage auf 30 000 erhöht. Die großen Opfer der schweren Zeiten reizten den Spieltrieb ungemein, und das nutzte die Regierung denn auch weidlich aus. Bis zum Ende Dezember 1813 waren nicht nur die rückständigen Gehälter der Lotteriebeamten bezahlt, sondern es konnten sogar auch neue Bestände in den Lotterieklassen angesammelt werden, so daß zu Anfang des folgenden Jahres der Staatskasse aus den Lotterieüberschüssen nicht unbeträchtliche Summen zur Disposition standen.

Seitdem war die Entwicklung der Lotterie in Preußen, die bald ganz völlig gleichbedeutend wurde mit der Klassenlotterie, von nennenswerten Krisen frei.

F. W.

Kleines feuilleton.

Musik.

Schauspiel-Musik. Im neuesten Heft des „Literarischen Echo“ lesen wir interessante Ausführungen des Münchener Musikschriftstellers Dr. Edgar Jstel über das neuerdings durch die Reinhardtischen Inszenierungen wieder zeitgemäß geordnete Thema der „Schauspiel-Musik“. Der Gedanke, in einem Schauspiel die Musik als selbständiges Element zu verwenden (als gelegentliches Stimmungsmittel kennt sie bekanntlich schon Shakespeare), tauchte zum ersten Male Ende des 17. Jahrhunderts auf, als sich Frau von Maintenon zu einer Aufführung von Racines „Esther“ in St.-Eyr von J. B. Moreau 1689 eine aus Chören, Rezitativen und Vorspielen bestehende Musik schreiben ließ; doch besteht hier noch kein engeren Zusammenhang zwischen dem gesprochenen Text und der Musik. Diesen Schritt tat erst Jean-Jaques Rousseau mit der Erfindung des „Melodrams“ (das Wort in seiner jetzigen Bedeutung stammt von ihm), d. h. jener Zwischengattung, bei der Musik und Deklamation fortlaufend einander ablösten, wobei die Musik die Aufgabe hatte, den Inhalt des Textes vorzubereiten oder zu illustrieren. Rousseaus „Pygmalion“, jenes kleine, aber merkwürdig epochemachende Werk“ (Goethe), zu dem er selbst und etwas später auch der deutsche Komponist Georg Benda (1722—1795) die Musik schrieb, war das erste eigentliche Melodram. Benda war es dann, der dem Melodram die seither übliche Form in der Weise gab, daß er Musik und Textworte auch gleichzeitig ertönen ließ, nicht nur abwechselnd. Bendas berühmtes Melodram „Ariadne auf Naxos“ kann demnach als das erste musikalisch-dramatische Werk gelten, das ganz mit der alten Opernschablone gebrochen hat. Sein Erfolg war für seine Zeit ungeheuer und hat über ein halbes Jahrhundert hindurch angehalten. Zu seinen Nachahmern gehörten Beethovens Lehrer Neefe, ferner Zumsteeg und der als Lehrer Webers und Meyerbeers bekannte Abt Vogler in Darmstadt. Das einzige Melodrama Mozarts, seine „Semiramis“, ist leider verschollen. Auch der junge Goethe zollte der neuen Kunstform mit seinem Monodrama „Proserpina“ den Tribut, das leider nur minderwertige musikalische Bearbeiter gefunden hat. Goethe gehörte übrigens nachmals (ebenso wie Herder, später Tieck und zuletzt Richard Wagner) zu den offenen Gegnern des Melodrams. Und doch war sein „Egmont“ die Veranlassung für Beethoven, die erste Schauspielmusik großen Stils mit Verwendung melodramatischer Wirkungen zu schreiben, die übrigens gelegentlich auch in der Oper („Freischütz“, „Hans Heiling“ u. a.) nicht gescheut wurden. Auch Webers „Preziosa“-Musik gehört hierher. Besonders zahlreiche Komponisten hat aber der Faust herausgefordert (Fürst Radziwill, Robert Schumann, Lindpainter, Lassen usw.). Schumann schuf außerdem die Musik zu Byrons „Manfred“, Mendelssohn hatte die glückliche Inspiration seiner „Sommerabendstraum“-Musik, während seine Schauspielmusiken zu „Antigone“ und „Oedipus“ von Sophokles allzu „Liedertafelmäßig“ wirken. Zu dem einzigen Schauspiel seines frühverstorbenen Bruders Michael Peer, dem „Struensee“, hat Meyerbeer die Musik komponiert. Die Aera Richard Wagners war dem Weitergedeihen der Schauspielmusik nicht günstig, erst die neueste Zeit hat wieder eine größere Anzahl von Werken dieser Gattung hervorgebracht: Edwards Griegs Musik zu Ibsens „Peer Gynt“, Engelbert Humperdinks

Medizinisches.

Die Erfolge der Typhusbelämpfung. In der modernen Geschichte der öffentlichen Gesundheitspflege nimmt der Typhus eine bedeutende Stellung ein. Diese Krankheit hat nämlich zuerst Veranlassung gegeben, daß man in den Städten große sanitäre Werke der Städtereinigung, der Kanalisation und Abfuhr schuf, und gerade die Abnahme des Typhus wurde als Maßstab

dafür angesehen, wie weit die von einer Stadtverwaltung geschaffenen sanitären Einrichtungen den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Aber auch die Aerzte selbst gingen der Krankheit zu Leibe und die sogen. Wäberbehandlung des Typhus hat die Sterblichkeit desselben weit herabgedrückt. Nichtsdestoweniger sind in der Jetztzeit die Typhusepidemien noch nicht so weit eingedämmt, wie man dies nach dem höchstentwickelten Stande der öffentlichen Hygiene erwarten könnte. Das hat den Regierungen bekanntlich Veranlassung gegeben, in den am meisten vom Typhus bedrohten Gegenden hygienische Untersuchungsanstalten einzurichten, welche dem Typhus ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Da hat sich denn herausgestellt, daß der Typhus am meisten verschleppt wird nicht durch Schwerverrannte, sondern durch Leichtverrannte und die sogenannten Bazillenträger, welche selbst gar nicht wissen, daß sie an Typhus erkrankt sind. Diesen muß daher in erster Linie zu Leibe gegangen werden. Die Anstalten suchen nach Möglichkeit festzustellen, wo der Kranke sich angesteckt hat, sie suchen alle Typhusquellen mit Hilfe der Schulberäumer, Krankentassen- und Standesamtslisten zu finden. Die Bazillenträger werden möglichst dauernd unter Aufsicht gehalten. Eine wichtige Aufgabe ist die Feststellung der bakteriologischen Genese, das heißt des Zeitpunktes, in welchem die Kolonvaleszenz aufhört, eine Quelle neuer Infektion zu sein. Mit Hilfe dieser Maßnahmen, mit strenger Beobachtung der Anzeigepflicht, der Isolierung der Kranken und Desinfektion, Besserung der allgemeinen hygienischen Verhältnisse gelang es, den Typhus in den verheerenden Gebieten einzudämmen. Wie Dr. Lenz in der „Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege“ berichtete, betrug in Saarbrücken die Zahl der Typhuskranken 1903 117, 1904 80, 1905 30, 1906 19, in St. Johann 1904 54, 1905 27 und 1906 16. Diese Zahlen lassen darauf schließen, daß die Typhusbelämpfung auf dem richtigen Wege ist und daß es bei konsequenter Einhaltung des vorgeschlagenen Weges gelingen wird, die Typhussterblichkeit immer weiter herabzusetzen.

Aus der Vorzeit.

Höhlenmalereien aus der Steinzeit. In den französischen Pyrenäen, im Departement Ariège, ist eine neue prähistorische Höhle entdeckt worden, deren Wände mit einer Reihe bildlicher Darstellungen geschmückt sind, die für die prähistorische Forschung von größtem Interesse sind. Die Höhle liegt tief im Innern eines Berges, achthundert Fuß von der Erdoberfläche und dem Tageslicht entfernt. Ein Zufall führte zu der Entdeckung; zwei Touristen drangen in des Innere der Höhle und stießen dabei auf die geschmückten Wände; sie nahmen einen Plan der unterirdischen Gänge auf und machten dann den Autoritäten auf dem Gebiet der prähistorischen Forschung, Cartailhac und Salomon Reinach Mitteilung. Die Zeichnungen in der Höhle stellen dreißig Büffel, Pferde, Hirsche und wilde Ziegen dar; sie sind in schwarz gezeichnet und ein typisches Beispiel paläolithischen Stils. Auch der Farbenton entspricht durchaus dem ähnlicher früher gemachter Entdeckungen und lassen die Höhle als eine der ältesten erscheinen. Die seltsamen roten Zeichen, die man an anderen prähistorischen Stätten gefunden hat, fehlen auch hier nicht. In den Weichen von sieben der Büffel sind Wurfspeie eingezeichnet. Man vermutet, daß die Bilder dieser Höhle mit gewissen magischen Bräuchen und Handlungen im Zusammenhang stehen.

Naturwissenschaftliches.

Rückstoßbewegung. Ueber die Verwendung des Rückstoßes zur Fortbewegung bei Meeresbewohnern gibt R. Schöenichen in einem kleinen hübsch ausgestatteten Werke „Aus der Wiege des Lebens“ (I. Band von „Die Natur“, eine Sammlung naturwissenschaftlicher Monographien, Verlag von A. W. Ziefel, Osterwied.) eine interessante Darstellung. In weiter Verbreitung lebt in der Nordsee die Kammmuschel, *Pecten opercularis*, die wohl jeder kennt, finden doch ihre Schalen zur Aufnahme von Ragout usw. in unserer Küche vielfach Verwendung. Trotz ihres plumpen, unbehülflichen Aussehens vermögen sich die Muscheln mit erheblicher Geschwindigkeit schwimmend in Wasser fortzubewegen, indem sie rasch hintereinander die Schalenhälften abwechselnd öffnen und schließen. Natürlich wird das zwischen den beiden Schalenhälften befindliche Wasser beim schnellen Schließen der Klappen mit großer Gewalt herausgestoßen und das Tier durch den so erzeugten Rückstoß mit entsprechender Kraft nach der entgegengesetzten Richtung fortgetrieben. Auch unser eigenes Schwimmen beruht ja bekanntlich auf der Erzeugung eines kräftigen Rückstoßes.

Die Einrichtungen, welche dieser Fortbewegungsart bei den verschiedenen Meerestieren dienen, sind sehr mannigfaltig. Nur die wichtigsten sollen hier besprochen werden. Eine artenreiche Abteilung der Weichtiere bilden die Tintenfische oder Cephalopoden, unter denen die *Sepia officinalis*, ein Mittelmeerbewohner, die bekannteste ist. Im Aquarium fallen einem die Tiere besonders durch ihre langen, den Mund umstehenden Fangarme auf, die an der Innenseite mit kräftigen Saugnapfen zum Ergreifen der Beute besetzt sind. Die Fortbewegung der Tintenfische geschieht entweder kriechend auf dem Meeresgrunde unter Mit Hilfe der Saugnapfen oder häufiger schwimmend. Hierbei betätigen sich die Tiere als gewandte Rückstoßschwimmer. Einmal wird der Rückstoß durch ein kräftiges Zusammenschlagen der Fangarme erzeugt, dann aber noch durch Auspritzen von Wasser, das vorher in das Körperinnere auf-

genommen wurde, unterstützt. Doch um dieses zu verstehen, müssen wir uns etwas näher mit dem Bau der Tiere vertraut machen.

Der Rumpf der Tintenfische wird nämlich von einer sackartigen muskulösen Hülle, dem sogenannten Mantel, umgeben. Auf dem Rücken ist der Mantel eng mit dem Körper verwachsen, auf der Bauchseite dagegen erstreckt sich zwischen ihm und der Bauchwand ein umfangreicher Hohlraum, die Atemhöhle. Dieser Hohlraum steht durch einen nach vorn mündenden engen Kanal, den Trichter, mit der Außenwelt in Verbindung, und durch diesen Trichter füllt sich auch die Mantelhöhle mit Seewasser. Beim Schwimmen jedoch preßt sich die Mantelhaut rhythmisch gegen den Körper, der Hohlraum wird erheblich verkleinert und das in ihm enthaltene Wasser mit bedeutender Gewalt durch den Trichter ausgespritzt. Wenn dann die Kontraktion des Mantels wieder nachläßt, der Hohlraum sich erweitert, strömt gleichzeitig auch neues Wasser wieder hinein und der gleiche Vorgang wiederholt sich. Durch diesen doppelten Rückstoß vermögen sich die Tintenfische mit bedeutender Geschwindigkeit, das Hintertheil voran, durch die Fluten zu bewegen. Auch die Quallen oder Medusen, jene zarten vergänglichen Geschöpfe unserer Meere, bewegen sich durch Rückstoß vorwärts. Die Gestalt einer Qualle läßt sich am besten mit einer Glocke vergleichen. Als Köpfe der Glocke hängt im Innern der lange Mundstiel herunter. Der Raum zwischen Mundstiel und Glockenrand ist von Wasser erfüllt, das durch Zusammenziehung der Wandung nach hinten herausgepreßt werden kann. In ganz entsprechender Weise geht die Fortbewegung bei den tonnenförmigen Salpen vor. Zu äußerst werden die Tiere von einem umfangreichen Mantel umschlossen, der an seinem vorderen und hinteren Ende je eine Oeffnung trägt. Durch den vorderen Eingang, die Ingestionsöffnung, nehmen die Salpen schluckweise Wasser auf, worauf dieser Zugang zum Körperinneren verschlossen wird. Dann ziehen sich plötzlich die den Körper wie Tonnenreifen umgebenden, ringförmigen Muskeln zusammen und treiben den Wasserinhalt durch die hintere Egestionsöffnung wieder nach außen. Das Tier schwimmt in der entgegengesetzten Richtung.

Während bei den bisher besprochenen Beispielen der Rückstoß durch Auspressen von Wasser erzeugt wurde, wird er in anderen Fällen, z. B. bei unserem Flußkrebs, durch rudersförmige Körperanhänge hervorgerufen. Der sehr muskelreiche Schwanz des Krebses läuft nach hinten in eine breite Schwanzflosse aus. Beim Schwimmen hält nun der Krebs den Schwanz anfangs gestreckt, schlägt ihn dann kräftig nach vorne herunter und erzeugt so einen starken Rückstoß, der ihn selbst nach rückwärts treibt. Auch die Fische bedienen sich bei ihren durch die Schwanzflosse bewirkten Schwimmbewegungen des gleichen Prinzips.

Aus dem Pflanzenleben.

Von dem kernlosen Apfel, den ein amerikanischer Pflanzenzüchter gezüchtet hat, ist großes Aufsehen gemacht worden, als ob hier das größte Wunder entstanden wäre. Kernlose Äpfel sind schon seit langem bekannt, wie auch anderes kernloses Obst durchaus keine Seltenheit ist. Die ganze Sache hat nur wenig praktischen Wert. Die Wissenschaft hat sich bereits vor vielen Jahren mit dieser Angelegenheit beschäftigt, die man die Parthenocarpie oder Jungfernerfruchtbarkeit der Obstbäume nennt. Solche Jungfernerfruchtbarkeit, also Fruchtansatz ohne vorhergegangene Bestäubung kommt auch bei anderen Pflanzen als bei Obstbäumen vor. Die ehbaren Bananen sind solche Jungfernerfrüchte, und dergleichen finden sich auch bei Gurken und Melonen. Ein amerikanischer Forscher hat schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gezeigt, daß es beim Obst Sorten gibt, die nur durch Bestäubung mit dem eigenen Blütenstaube Früchte ansetzen, und solche Sorten, zu deren Fruchtbildung Fremdbestäubung erforderlich ist. Daneben, so sagt dieser Forscher, können aber auch Obstfrüchte ohne jede Befruchtung entstehen.

Neuerdings hat sich Dr. Ewert von der Pflanzenphysiologischen Versuchsanstalt des kgl. Pomologischen Instituts zu Proskau mit diesem Gegenstand beschäftigt und ihm ist es gelungen, unter Ausschaltung der Befruchtung Früchte bei Obstbäumen zu erzeugen. Dieser Forscher hat ein Präparat hergestellt, womit er die Narbe, das weibliche Geschlechtsorgan, abtödet und so jede Befruchtung unmöglich macht. Dieses Verfahren ist weit einfacher als das in ähnlichen Fällen angewandte Entfernen der männlichen Geschlechtsorgane. Auf solche Art gewonnene Birnenfrüchte zeigten unvollkommene hohle Kerne. Bei drei Versuchspflanzen, die mit Ausnahme einiger kernarmer Früchte nur kernlose Äpfel trugen, fehlten merkwürdigerweise die Obstmaden, während andere Bäume mit kernhaltigen Äpfeln auch von der Made befreit waren. Bei den jungfernerfruchtigen Äpfelblüten waren die Samenknospen vollständig unentwickelt, so daß auch keinerlei Kerne entstehen konnten. Bei den Birnen wuchsen die Hülle der Samenanlagen noch eine Zeitlang fort und so entstanden kleine hohle Kerne.

Eine Erklärung für die Jungfernerfruchtbarkeit liegt in der Annahme, daß Äpfel und Birne selbst mit der Befruchtung gar nichts zu tun haben, sondern nur fleischige Achsenwucherungen sind. Das Produkt der Befruchtung ist lediglich der Same. Samenlose Früchte sind mithin sehr leicht möglich. Die Entstehung des Samens selbst bleibt hingegen abhängig von der Befruchtung.

Ein seltsames Schutzmittel der Pflanzen. An zahlreichen Blattpflanzen, an Blättern und Blattstielen, an Jungtrieben und

frischem Laub beobachtet man häufig eine rötliche, violette oder bläuliche Färbung. Sehr hübsch sieht man das zarte Rot an dem außerordentlich empfindlichen jungen Eichenlaub. Die Farbe wird erzeugt durch das sogenannte Anthocyan, das für die Pflanze von großer Bedeutung ist. Es bildet sich meist nur, wo es nötig ist und hat den Zweck, das Eindringen der Sonnenstrahlen in die noch säunungsbedürftigen grünen Zellen zu verhindern resp. die Stärke der Strahlung abzumildern. Das junge Chlorophyll würde durch die brennenden Sonnenstrahlen zerstört, wenn es nicht durch die darüber liegende Anthocyanhaut geschützt wäre. Es spricht ganz für die lex parsimonias (das Gesetz der Sparsamkeit in der Natur), daß nur besonntes Laub jenen Farbstoff enthält, während beschattetes Laub derselben Pflanze nicht eine Spur davon aufweist, und ganz für das Gesetz der Zweckmäßigkeit in der Natur, daß das Anthocyan, wenn überhaupt, dann nur an sehr dunklen Stellen, und zwar nur auf der Unterseite der Blätter vorkommt. Hier dient es dazu, den wenigen Sonnenstrahlen, die das Blatt treffen, den Durchgang zu verwehren, so daß das Sonnenlicht und die Sonnenwärme in den Zellen festgehalten werden. Sobald die Blätter kräftig genug sind, um die Sonne ungeschwächt auf sich wirken lassen zu können, verschwindet das Anthocyan.

Humoristisches.

— Erschwerte Verständigung. „Angeklagter, wenn Ihnen der Mann auf den Füßen herunttrat, bräuchten Sie ihn doch nicht gleich zu obrigeigen. Sie hätten ihn aufmerksam machen müssen!“

„Wo id so heiser bin? Und er so schlecht hört?“

— Geisteskultur. A.: Ich habe da ein sehr feines Wort von Nietzsche gefunden: „Gebildet sein heißt: wissen, wo etwas steht.“ — B.: Dam bin ich sehr gebildet; ich weiß, wo das Meyerische Konversationslegikon steht.

— Aus einer amerikanischen Zeitung. Unser Blatt war das einzige am Plage, das bereits vergangene Woche die Mitteilung bringen konnte, daß Herr Dr. Brown die Scheidungsfrage gegen seine Gattin eingeleitet hat. Vorzüglich unterrichtet, wie wir stets sind, können wir heute wiederum zuerst feststellen, daß diese Nachricht völlig aus der Luft gegriffen ist.

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Die Zensur der Maulhelden. In Wien hat die im Bürgertheater aufgeführte Komödie „Die Bismarck-Giche“ von Franz Schlamann die Entrüstung der alldeutschen Schreiber geweckt. In komischem Nachdünkel, der in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer wirklichen Bedeutung steht, verlangten die urteutoboldischen Mamen von der Direktion die Einstellung weiterer Aufführungen. Widrigenfalls sie im Theater eindringen und den Verfallgang antimmern würden, vor dem schon die Römer ausgehissen sein sollen. Sientemalen aber dazu immerhin einiger Mut gehört, begnügten sich die Megewaltigen schließlich mit einem zahmen Boykott des Theaters. Ueber die blamable staatliche Zensur noch eine beliebige private zu setzen, zeugt von dem seltsamen Freiheitsbegriffe dieser Asterdeutschen.

— Wissenschaftliche Arbeiten auf dem Monte Rosa. Am 15. August werden die wissenschaftlichen Laboratorien für alpine Forschungen auf dem Monte Rosa, die auf dem Col d'Or in einer Höhe von 3000 Metern errichtet sind, eröffnet werden. Das Gebäude enthält Laboratorien für Botanik, Bakteriologie, Geophysik, Meteorologie und Zoologie. Für Untersuchungen in noch höheren Höhen stehen das internationale Laboratorium für Physiologie und ein Zimmer für Geophysik in der Königin Margherita-Hütte in einer Höhe von 4600 Metern zur Verfügung. Es werden fünf Stellen für Italien, je zwei für Deutschland, Frankreich, England, Oesterreich-Ungarn und Belgien und eine für Amerika vergeben.

— Die letzten Wäffel. Die kanadische Regierung hat wie der „Frank. Zig.“ aus Winnipeg berichtet wird, in dem amerikanischen Staate Montana von Indianern eine Herde von 300 Wäffeln gekauft, die auf einer eingezäunten Weidestrecke in der Provinz Alberta angefedelt werden. Außer diesen 300 Wäffeln gibt es in Kanada noch eine 300—500 Stück starke Herde in dem Dreieck zwischen dem Großen Sklavensee, dem Peace- und dem Hayfluß, ferner 88 Wäffel im Nationalpark in Banff und einige Exemplare in Winnipeg und Toronto. In den Vereinigten Staaten zählt man noch etwa 650, in ganz Amerika also 1300—1500 Wäffel. Das sind die Reste der stolzen Herden, die noch vor vierzig Jahren nach Millionen zählten. Die Wissenschaft, die nach den Ursachen des Aussterbens der Arten forscht, hat für die kapitalistische Epoche einen neuen gewichtigen Faktor in Rechnung zu stellen: die Ausrottung durch den Menschen. Was die Jagd der Indianer in Jahrhunderten nicht vermochte, erzielte der Raubbau des vordringenden weißer Mannes in einem halben Jahrhundert.